

7]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Einige Monate vergingen. Die Türen und Fenster in dem kleinen Häuschen blieben so fest geschlossen wie in früherer Zeit. Hier hatte der Tod nicht das Leben zu erhöhen vermocht. Bloß die Kleine, nicht mehr von der väterlichen Strenge niedergedrückt, begann nach Kinderart laut zu werden. Die Sonne konnte im Garten ihre blühenden Wäddchen mit den bunten Schmetterlingen zwischen den Blumenbeeten um die Wette gaukeln und bisweilen, glührot vom Eifer des Spieles, unter dem buschigen Pelz der hohen Gräser verschwinden sehen.

Mit einem Male begann sich in ihrer Umgebung eine große Wandlung zu vollziehen. Sie sah jetzt öfters einen großgewachsenen Mann in der Nische beim Herde sitzen, anfangs seltener, später immer häufiger und für längere Zeit. Und eines Tages hob sie dieser Mann zu seinem Munde empor und sprach:

„Germaine wird jetzt unser Kind sein.“

Dann wurde sie auf einen großen Pachtthof gebracht, wo sie inmitten einer geräuschvollen Umgebung aufwuchs. Ihre Mutter hatte ihr gesagt: „Du wirst diesen Herrn wie Deinen Vater lieben.“

Und allmählich ward ihr klar, daß ihre Mutter wieder geheiratet habe.

Schon seit langem hatte Gulotte für die schöne stille Frau ein warmes Gefühl empfunden, während er selbst all die Bitternisse einer schlecht zusammenstimmenden Ehe an sich erfahren mußte; daher war er herzlich froh, daß er sie frei fand, als er mit seinem achtzehnjährigen Jungen als Witwer zurückgeblieben war. So kam Madeleine auf seinen Hof und setzte mit ihrem um fünfzehn Jahre älteren zweiten Gatten daselbe geregelte, pflichtgetreue Leben fort, das sie an Seite ihres ersten Mannes geführt hatte.

Sie hatten zwei Söhne miteinander, und nichts störte ihr gutes Einvernehmen bis zu dem fürchterlichen Tage, da Madeleine einer böartigen inneren Entzündung erlag.

Nun waren seither bereits drei Jahre vergangen, allein der Bauer war total gebrochen. Mit jeder wechselnden Jahreszeit ließ er ein wenig mehr von seinen geschäftlichen Sorgen auf die Schultern seines Ältesten, Wagnant, gleiten und überließ Germaine die Aufsicht der Ställe, des Geflügelhofes und des Hauses.

Sie hatte die herbe Zurückhaltung und Verschlossenheit ihrer Mutter geerbt und deren gleichmäßige, ruhige, innerliche Stärke; von ihrem Vater hatte sie die Energie und Entschlossenheit und seine nach außen hin schroff ablehnende Haltung. Doch glich sie ihm bloß durch diese Charaktereigentümlichkeiten; in ihrer äußeren Erscheinung war sie ihrer Großmutter väterlicherseits sehr ähnlich, einer fruchtbareren, liebebedürftigen Frau, in deren Wangen ebenfalls das heiße Blut der Bräutchen brannte. Auch Germaine schien zum Lieben und Gebären geschaffen: fest saß der kräftige Hals auf ihren breiten Schultern, ihre Hüften waren wohl gerundet, der Busen üppig entfaltet; und alle männlichen Beschäftigungen hatten für sie etwas Lockendes. Als sie noch jünger war, pflegte sie mit Vorliebe mit gleichaltrigen Knaben zu raufen, und nicht immer hatte sie dabei den kürzeren gezogen. Sie verstand sich darauf, einen Starren abzuladen, einen Sack Mehl aufzuheben, sich vor die Egge zu spannen oder den fettigen Dünger auf den Zinken einer Mistgabel zu transportieren.

Germaine Maucord wurde vom Pächter wie seine eigene Tochter gehalten. Er wollte keinen Unterschied zwischen dem Stieffinde und seinen leiblichen Söhnen machen. Im Dorfe nannte man sie nicht anders als Germaine Gulotte. Sie war sehr klug, aufgeweckt und hatte ihre Augen überall. Noch vor den Mägden aus dem Bette, buk sie das Brot, legte mit Hand an bei der Wäsche, plättete das feine Rinnen und half bei allen groben, häuslichen Arbeiten aus. Sie war weder verschwenderisch, noch besonders püchlich veranlagt. Ein munteres Ding, das gern lachte und auch mit Männern un-

befangen scherzte. Bisweilen nahmen sie ihre Brüder zu einer Kirmerz mit. Namentlich eines dieser Feste, bei dem herzlichste Erinnerung behalten, zu der sich die verschwommene Gestalt eines Tänzers, eines hübschen Studenten, gefellte. Lange hatte sie an seinen zarten Teint, an dem goldigen Flaum, der seine Wangen beschattete, sein artiges Benehmen und die leise kitzelnden Liebkosungen, mit denen er ihre Handflächen berührte, denken müssen. Bei anderen Gelegenheiten hatte sie mit Pächtersöhnen getanzt, lauter flotten Burtschen, die als die „jeunesse dorée“ des Landes galten. Und als sie so Brust an Brust, dicht angeschmiegt an die Tänzer lag, deren Knie sich zwischen die ihren schoben und deren Hände ein Weilschen auf ihrer Taille ruhten, da durchschauerte es sie süß und erweckte in ihr die Ahnung von noch viel Köstlicherem. Ganze Nächte lang war sie dann weinend im Bette gelegen, sich unsäglich einsam fühlend, während alle ihre Freundinnen bereits einen Gatten oder einen Bräutigam hatten. Die Sehnsucht, das Verlangen nach dem Manne gerieten ihr zur tiefsten Qual. Eine große Unruhe war in ihr, eine dumpfe Auflehnung ihres heißen, jungen Blutes, die dann bisweilen in tiefe Wehmut zerfloß.

Ihre Stellung als heiratsfähiges Mädchen war eben nicht so recht klar: die Freier zauderten mit der Bewerbung; schließlich war sie bloß Maucords Tochter, und die Maucords hatten nur in bescheidenen Verhältnissen gelebt. Ja, wenn sie wirklich die Tochter des alten Gulotte gewesen wäre! Da hätten sie sich nicht lange besonnen! So aber hemmte den Eifer der reichen Pächtersöhne eine kluge Vorsicht, und von Jahr zu Jahr machte sich ihre Umgebung mit dem Gedanken vertrauter, daß sie ledig bleiben werde. Und einen schlichten Bauern zu heiraten, lag ihr ferne. Auch hätte Gulotte nie zugegeben, daß sich ein minderwertiger Schwiegerohn neben ihm auf dem Hof einnistete. Der Gram, noch unverheiratet zu sein, dämpfte mit der Zeit Germaines frohe Laune. Bisweilen überkam es sie wie ein Gefühl der Empörung, eine ingrimmige Wut gegen all diese Männer, die töricht genug waren, sich nicht ihrer Schönheit zu bemächtigen.

Der Anblick des hübschen Burtschen, der so verliebt unter den Bäumen gelegen und ihr zugelächelt, hatte sie wie eine Verheißung von Glück entzückt. Er schien in starrer Bewunderung wie festgebannt auf dem Flecke. Sein zagen-des Lächeln war bebend und süß, wie ein Gebet zu ihr gedungen. Sie sah ihn, seine breiten Schultern, sein energisches, stolzes Haupt — ein Urbild prachtvoller Männlichkeit —, und das ward für sie bestimmend. Sie ertappte sich dabei, wie auch sie ihm zulächelte, und in diesem Lächeln lag es wie die stumme Bitte ihres Blutes, sie nicht länger schmachten zu lassen. Als sie ihn dann wieder auf dem Baume sah, ward es ihr warm ums Herz. Er war also wieder gekommen! So war es denn richtig, daß sie ihm gefiel! Und sie sann über Mittel und Wege nach, mit ihm zu sprechen, sein Gesicht, die Farbe seiner Augen, die Form seiner Hände aus nächster Nähe zu sehen. Zu Mittag, als alles schlief, war sie ins Kleefeld gegangen, fest überzeugt, daß er ebenfalls kommen werde. Und er war gekommen! Da hatte sie die seltsame Kunde vernommen, daß der Werwegene, der ihr zugelächelt hatte und nun voll listiger Verschmittheit vor ihr stand, niemand anderer war als — Cachapès.

Das hieß: ein Räuber, ein Strolch, ein Bagabund, der im Gefängnis oder noch schlimmer enden würde, wenn anders er nicht irgendwo in einem Gestrüpp elend verkam.

Zugestanden! allein dieser Bandit trieb ein mannhaftes Gewerbe, war ein Prachtburtsche, so recht nach ihrem Geschmack, stämmig und stark und kannte das Fürchten nicht: er war beinahe ein Held. Ihr kamen allerlei Gesichten in den Sinn. Sie erinnerte sich der Sagen, die sich um seine Person spannen; das Försterblut ward in ihr rege, und sie konnte nicht umhin, seine Verschlagenheit, vermöge der er die Tiere überlistete, im tiefsten Dickicht hauste und stärker als alle Forsthüter war, zu bewundern. Und wie sie so nachsann, dämmerte ihr eine Ahnung auf, daß eines solchen Mannes Liebe doch etwas weit Gewaltigeres sein müsse, als die eines armseligen Bauernklimmels mit schlotternden Schultern und fahlem Gesichte.

6.

Der Weideplatz war zehn Minuten vom Hofe entfernt. Zuerst trottete das Vieh auf der Landstraße, kletterte dann einen schmalen Pfad durchs Gehölz hinan und erreichte endlich über einem schmalen Steg die Trift, deren üppiger Rasen von einem Bächlein begrenzt wurde. Holzpfähle bildeten ringsum ein Einfriedigungsgitter. In sanfter Steigung führte die Wiese zum Obstgarten des „Weidenhofes“, der am Abflusse eines weiten, bebauten Plateaus lag. Das Gelände zur Rechten und zur Linken war mit Jungholz bestanden, aus dem schon vereinzelt hohe, schattenspendende Buchen und Eichen aufragten. Die milchweißen Köpfechen der Gänseblümchen lagen wie ein lichter Hauch über dem Rasen, der in der Nähe des Gehölzes in den tiefblauen Himmel überging. An der Böschung des Bächleins wucherten üppige, breitblättrige Klettenstauden, Valerian, Dotterblumen, Löwenzahn, wilde Hyazinthen und Ranunkeln. Müntlich nach Tagesanbruch, kaum die Gähne ihre Fanfaren in den dämmernden Morgen geschmettert hatten, verließen die Kühe ihren Stall. Bis Mittag blieben sie im Freien, dann wurden sie für zwei Stunden eingetrieben; nachmittags gingen sie abermals auf die Weide und blieben bis zum Anbruch der Nacht draußen. Kein einziger Weg führte durch die weite Wiese. Das tierische Schnauben und Rindergebrüll waren die einzig vernehmbaren Töne außer dem Blättern des Bächleins, darüber sich die windgeschaukelten Nester wiegten. Cachaprés, der diese große Stille genoss, malte sich im Geiste aus, wie herrlich es wäre, hier mit der Liebsten zu kosen. Das Gehölz dehnte sich nach rechts und links hin aus, nach hinten zu steiler werdend, und ging allmählich in die strengerer Formen eines düsteren Waldes über. Hier in dieser Einsamkeit empfand er ein ganz anderes Behagen als in dem Ostgarten des Pachthofes, durch den unablässig störende Schritte gingen. Bisweilen hesteten sich seine Blicke auf die rötliche Blätterdecke unter den Buchen, und dann sah er im Geiste zwei engumschlungene Gestalten sich darauf wälzen. Seit einiger Zeit war eine große Trägheit über diesen sonst so übersäumenden Burden gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Beinrichter.

Von Peter Rosegger.

Na, da kann die heilige Margareta eine Freude haben, wenn an ihrem Namensfeste zu Oberabelsberg allemal einer erschlagen wird.

Was willst Du denn? Ist ja keiner erschlagen worden diesmal, nur den Fuß haben sie dem Fleischhauer gebrochen, oder vielmehr er sich selber, als er zur Tür hinausflog auf den Antrittstein. Das ist ja genug! sagt Ihr in Eurer Weisheit. „Das ist zu wenig“, schreit der Lederer Franz, „er hat schon aufgezogen mit dem Lehnstuhl, und wenn der Fleischhauer einmal aufzieht, da weiß man, was es bedeutet.“

„Das ist zu viel!“ ächzt der Fleischhauer, „den Steffel ruft mir, Ihr lieben Leut, Ihr guten Leut, um Gottes-Christi-Willen, den Steffel!“ wimmert er. Ach Gott, wenn ein Fleischermann so wimmert, ein Fleischermann, der sich vor keinem Blut fürchtet, wenn es nicht aus seinem eigenen Leib rinnt! Ein solches Wimmern ist possierlich. Sollts doch von seinen Ochsen lernen, ein Fleischer, wie man hinfällt, wenn man getroffen ist, und weiters kein Aufhebens macht. Aber ein Aufhebens muß man diesmal doch machen, denn liegen lassen kann man ihn nicht, den Fleischhauermeister Falent; die Bachwirtin schlägt ein helles Betern an, als sie erfährt, er hält sich was gebrochen.

Also den Steffel den Weinbrucharzt, den Bruchrichter in der Wamsen. Als sie den Fleischer in sein Haus tragen, erheben im Stalle die Kühe ein fröhlich Geklirr, aber ihre Mutter, die Kuh, brummt: „Halts die Mäuler, dumme Vieher, um den Steffel ist geschickt. In drei Wochen ist der Satan wieder auf den Weinen.“

Mittlerweile kommt der Vot: „Mit dem Steffel ist nichts. Der Steffel ist eingesperrt.“

„Jesses! na, was hat er denn angestellt?“

„Weinbrüche hat er geheilt!“

„Dobl, das ist ja nichts Schlechtes.“

„Und den Doktor hat er geschimpft. Und hat ihn der Doktor einsperren lassen.“

„Weil er geschimpft hat?“

„Weil er Weinbrüche geheilt hat.“

„Geh, Trefler (Schwäher), Du wende dich im Kreis wie ein narrischer Stier.“

„Ehrlich wahr auch“, sagt der Vot; „Weinbrücheheilen, das ist verboten, das dürfen nur die Geprüften.“

„Aber, Halbesel Du, wenn sich einer gach das Bein bricht, da hat der Steffel nicht erst Zeit, sich prüfen zu lassen.“

„Deswegen soll man zum Doktor gehen, sagt der Doktor. Der Doktor ist schon geprüft, sagt der Doktor.“

„Ohl — oh! — oh! die Schmerzen!“ wimmert der Meister Falent.

„Es ist schon der Asel dabei“, sagen die Leute.

Draußen in der Schlaghütte hängt eine frische Ochsenhaut, ist erst gestern abends vom Leib gezogen worden, die wedelt ein wenig mit dem Schweif.

„Kein Knochen kann mehr ganz sein“, klagt der Meister. „Alles wackelt, ach, ich unglücklicher Mensch!“

„Jetzt was ist zu machen, den Doktor holen?“

„Dät ich nicht“, sagen die Nachbarn; „der Doktor hats aus den Büchera. Mit dem Kopf wird er's gut können, das Beineinrichten, aber mit der Hand, das ist eine andere Frage. Und woher denn? Er hat ja keine Gelegenheit, daß er sich übt. Jeder, der sich was bricht, braucht den Steffel.“

„So ist's“, sagte ein anderer. „Nachher das auch: die Doktoren tun so viel gern studieren. Jeder will selber was profitieren bei so einem Fall, wenns auch weh tut, das macht nichts, leiden tuts ja der Kranke, und dafür ist er krank.“

„Ich will nicht sagen, daß sie's nicht können, die Doktoren, das will ich nicht sagen“, rief wieder ein anderer drein, „nach der alten Weis' einen Fuß einrichten, das ist ja keine Kunst. Aber sie tun herum, ob's nicht auch nach einer neuen Weis' ginge. So was muß man ja auf verschiedene Art machen können; der Mensch lernt nicht aus, und auf die Wissenschaft muß man denken, heißt's. Und nachher ist's nichts nutz und muß es doch wieder frisch gebrochen werden, das Bein, wenn ein ordentlicher Beinrichter dazu kommt. Na, na, zu einem Probierstein ist gerade nicht jeder Mensch hart genug.“

„Wo sitzt er denn, der Steffel?“ schrie der Fleischhauermeister in heller Verzweiflung.

„In der Wamsen drüben sitzt er, im Gemeindefotter.“

„Meine Gesellen sollen hinübergehen, die Schlaghaden mitnehmen, den Kotter aufsprengen.“

„Nachbar, das geht nicht“, mahnte der Bachelwirt; „aber ich weiß was anderes. Mit dem Wamsener Richter bin ich gut bekannt. Ist ein famoder Herr. Kannst auch einmal ein festes Schweindl springen lassen zu Weihnachten oder so. Wird ihn gefreuen. Ich schick' hinüber. Bastel, geh her, da hast einen Sechser. Lauf eilends zum Herrn Richter in die Wamsen hinüber; Du kennst ihn ja, den lustigen Herrn mit dem roten Bart; ist erst vorige Wochen bei uns geweest. Ich und der Herr Fleischhauermeister lassen ihn bitten, er wolle uns den Steffel auf ein Stündel herüberlassen, nur auf ein Stündel; der Herr Falent hält Unglück gehabt, und wir täten — na war!, bleib da, ich muß schon selber gehen, wird gescheiter sein. Nur nicht verzagt sein, Nachbar, ich bring den Steffel. Dieweilens alles herrichten. Das Bett in die Mitten von der Stuben rücken, Weiberleut! auch ein paar Stride werden wir brauchen. Behüt Gott, werden bald da sein.“

So der Wirt zu Oberabelsberg; da stand auch schon der Einspänner mit dem Steirerwäglein bereit — ein feines Zeug! — und in zwanzig Minuten drauf war er in der Wamsen.

Der Richter ist beim „Goldenen Fuchsen“ auf dem Scheibenschützenstand. Wird brav schiebengeschossen in der Wamsen und stehen prächtige altdeutsche Sprüche auf dem Schützenstand in der Wamsen.

Der Oberabelsberger Wirt brauchte sich nicht zu duden, er trifft auch mitunter ins Schwarze — besonders wenn er die Zechschulden der Wamsener Bürger an die Tafel kreidet. Aber heute schleicht er so wunderbar an und läßt durch die Kellnerin den Herrn Richter bitten — nur auf ein paar Börtel.

„Was gibts Neues, lieber Bachelwirt!“ lacht ihm der Richter zu.

Der Wirt winkt ihn so ein wenig abseits gegen die Linde. „Ein großes Gebitt!“ hebt er an und trägt sein Anliegen vor. „Bei einem Kaufhandel dem Oberabelsberger Fleischhauermeister ein Fuß gebrochen!“

„Wo find denn die Gendarmen wieder?“ brauste der Richter auf.

„Ist nichts, Herr Richter.“

„Und dann allemal zum Richter, zum Richter. Der Richter kann das Krumme nicht gerade machen.“

„Ist nicht trumm, ist ganz ab.“

„Haben Sie ihn schon?“

„Liegt elendlich dahin.“

„Ob sie den Kaufbold schon haben?“

„Das weiß ich nicht. Der tut jetzt auch nicht weh. Aber das Bein soll so viel höllisch weh tun. Wir bitten um den Weinbrucharzt.“

„Gabe ich Weinbrucharzt?“ lachte da der Richter grell auf.

„Einen hat der Herr Richter, einen hat er. Und recht gut aufgehoben. Nur auf ein Stündel Urlaub, wenn der Steffel Zeit hält.“

„Aber zum Teufel!“ sagte der Richter, „ein Weinbruch, da geht man zum Doktor. Ihr habt ja Euren Doktor in Oberabelsberg.“

„Ist nicht daheim“, log der Bachelwirt; „ist nach Nieder-Lassing gerufen worden, hab ich gehört, soll erst abends heimkommen. So lang kann aber der arme Meister unmöglich warten, unmöglich! Der Fuß schwillt auf, unterläuft mit Blut, ist nachher nichts mehr zu machen. Mümmt ein Krüppel bleiben auf sein Lebtag.“

(Schluß folgt.)

Peter Rosegger.

Heute vor siebzehn Jahren wurde Peter Rosegger zu Alpef, einer „aus etwa vierundzwanzig auf Höhen und in Engtälern zerstreuten Bauernhäusern“ bestehenden Gemeinde unweit dem steirischen Pfarrdorf Krieglach „beim Kluppenegger“ geboren. So hieß nämlich sein Heimatort, wo auch der Vater, Groß- und Urgroßvater schlecht und recht als Kleinbauern gelebt hatten. Der Dichter selbst beschreibt die Kurve seines äußeren Lebensganges mit nur wenigen Worten: „Also ist aus dem Waldbauernbübel der Student, aus diesem der Schneiderbub, aus diesem der Student, aus diesem der Schriftsteller und aus diesem endlich der Großvater geworden.“

Ganz so einfach war das doch nicht. Seine Jugendjahre verliefen nichts weniger als rosig. Bei einem bazierenden Schulmeister lernt er notdürftig schreiben, lesen und rechnen. Dabei blieb es auch, nachdem die Alpefer Bauern jenem ein Bohnhäuschen zu Unterrichtszwecken angewiesen hatten. „Mein Schulbesuch war ein sehr mangelhafter; da war's die größere Entfernung, oder ich wurde zu häuslichen Arbeiten — besonders zum Säafe- und Minderhüten, oder als Botengeher, oder zum Futterhüten in der Mahdzeit, oder zum Garbentragen im Schnitt, oder zum Ochsenführen bei Fuhrwerken, oder zum Furchenaushauen beim Acker — verwendet; dann wieder war's der ungestüme Winter, oder meine körperliche Schwächlichkeit und Kränklichkeit, die mich am Schulgehen hinderten.“ Die Eltern hätten den „leicht lernenden“ Jungen ja gern Geistlicher werden lassen — aber es war, außer ihren sieben Kindern, kein Vermögen da. Mit dem „Bauernwerden“ hatte es auch so seinen Haken. Seine schwächliche Körperbeschaffenheit war hierfür ungeeignet, und die aufseimende Reizung zum Christentum hatte ihm alle Lust dazu genommen. So tritt Rosegger dann siebzehnjährig bei einem Schneidermeister zu Kathrein am Hauenstein in die Lehre. Fast fünf Jahre blieb er da und wanderte mit ihm von Haus zu Haus, um den Bauern die Kleider zu machen. „Ich habe in mehr als sechzig Häusern gearbeitet, und diese Zeit und Gelegenheit war meine Hauptschule, in der ich das Bauernvolk so recht kennen lernen konnte.“

Weil Rosegger eben mindestens so emsig gedichtet als geschnitten hatte und weil er als „ein Lügendichter und Lentausrichter“ insgeheim verhasst war, — so trug eines Tages der Chefredakteur der „Grazer Tagespost“ Verlangen nach des Gesellen Musekindern. Nicht weniger als fünfzehn Pfund mit Versen und Prosa vollgekratzten Papiers hatte Roseggers Firmname im Budelkorb dorthin zu tragen.

Und nun begab sich ein großes Wunder, auf das sonst unzählige begabte Proletariatskinder vergebens hoffen. Dr. Albert Svoboda — so hieß der wadere Zeitungsmann — warb ihm wohlhabende und einflussreiche Gönner. Er konnte auf mehrere Jahre die Grazer Handelsakademie beziehen, bekam, als er sie sechsundzwanzigjährig verließ, ein Stipendium, um Reisen zu machen, und wieder heimgeführt, seine Studien an der Grazer Universität zu betreiben — im übrigen aber ungehemmt seinem schriftstellerischen Triebe nachzugehen.

Mit Poesien in steirischer Mundart und einem beschreibenden Werkchen „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande“ setzte Roseggers Produktion ein. Waren es auch nur die Niedererträge eines zwar hübschen aber vorläufig noch unsicher tastenden Talents — der Ton war doch gegeben und die Richtung, in der es sich hernach entwickeln sollte. Des Dichters Gemütsart wurzelte in demselben Landvolk, dem er entstammte. Im Grunde seines Herzens und Geistes blieb Rosegger immer der naive bäuerlich empfindende Sohn des steirischen Waldviertels. Das hatte seine Schatten- und Lichtseiten. Es stand zu befürchten, daß die in so enge Grenzen gewiesene Begabung sowohl sich als ihr Stoffgebiet vorzeitig erschöpfen würde. Und das hat denn auch bald so geschehen. Da er aber seine ganze Persönlichkeit mit intensivster Macht in dies kleine Volkstum versenkte, konnte wohl für die Literatur Gewinn erwachsen.

Der erste Sprung vom folkloristischen Schilderer zum Erzähler wurde mit einem Bauernroman „In der Einöde“ unternommen. Hier steht aber Rosegger noch unter dem Bann Adalbert Stifters, des breit behaglichen Naturschilderers. Allein schon in seinem nächsten Werke, den „Schriften des Waldschulmeisters“ hat sich sein Talent zu freier Selbständigkeit durchgerungen. Diese Dichtung ist als Ausgangstor für das nachfolgende Schaffen zu betrachten; außerdem offenbar sie zugleich zwei Seiten seines Wesens. Hatte er als Schilderer seine Stoffe „aus der Regel“ gezogen, so zieht er sie als Romanist „aus den Ausnahmen“. Das andere Merkmal ist erzählerischer Art. Der Volkserzähler kündigte sich da. Nun hatte Rosegger seinen festen Weg gefunden. Wohl an dreißig Bände kleinerer und größerer Geschichten und Novellen hat er seitdem geschrieben. Sind's auch immer dieselben Steiertwälder — welche Skala eines volltönigen Hervorbringens, welche Mannigfaltigkeit der Charaktere ergibt sich da! Lichte Gestalten und tragische, „Nutziges Volk“, „Schilbbürger“ („Abelsberger“), „Wildlinge“, „Sonderlinge im guten wie bösen Sinne“, „Halbtrottel“, „Wettelleute“, „Komödienpieler und viel viel andere Typen. Um die Weibgestalten steht es ähnlich. Sie sind so zahlreich als grundverächten. Da sind eitle und mannstolle, poesieunwobene und rauhoharte Dorfschöne, rachefüchtige Verführte und ihr Geschick in die eigene Schweißensaut nehmende Kämpferinnen oder arme

Dulderinnen — wie sie aus der Burfschaukel der Natur fallen. Mit dem heimischen Menschenvolk schaltet und waltet der Dichter als tiefst vertrauter Gestalter.

Fast allemal jedoch, wenn er hinübergreift auf städtisches Gebiet, mengt sich eine gewisse Wellkommenheit und ein gewisses Experimentieren hinein. Selbstverständlich gelingt es ihm wohl, das Gegensätzliche zwischen städtischer Verfeinerung und landständiger Dürbheit zu zeichnen. Aber er ist ehrlich genug zu belennen, daß es immer wie Heimweh über ihn kam, so oft er verurteilt wurde, aus seinem bäuerlichen Kreise zu treten und daß ihm nur wohl war, wenn er das, was er erfahren, „einfach, frei und treu“ erzählte. Nur indem er an große Probleme des bäuerlichen Lebens im Zusammenprall mit der städtischen Kultur herantrat, mußte er Landassen und Städter zu einer gemeinsamen Handlung in Kontraste stellen.

Inzwischen begannen sich nämlich auch in der Steiermark gewichtige Veränderungen vorzubereiten. Die Konflikte waren zunächst religiöser und kirchlicher Art. Es genügt an Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld“ zu erinnern; desgleichen an die Konkordatskämpfe. Dann war auch bereits das Mürzthal durch einen Schienenstrang, die Südbahn, mit der Außenwelt verbunden worden. Die Industrie und kapitalistische Gewerbstätigkeit baute Fabriken. Der Kern eines neuzeitlichen Wirtschaftslebens begann mächtiger zu vibrieren. Mehr und mehr zog die Aussicht auf sicheren Verdienst das ländliche Proletariat nach den Fabriken. Eine Veränderung oder Verschiebung gebar die andere. Die Verührung mit der städtischen Bildung war nicht ohne tiefgehende Einflüsse auf die Anschauung und Lebenshaltung; alle bäuerndölkliche Sehnachtsigkeit drohte mit deren einfachen Sitten und ererbten Gewohnheiten zu verschwinden.

Dies alles sah Rosegger mit wehem Herzen; denn er liebte sein Bauernvolk viel zu sehr, als daß er ruhig zusehen mochte, wie es, nach seiner Meinung, allmählich zu Grunde gehe. „Ich habe“, gesteht er in seiner „Lebensbeschreibung“, die er dem ersten Bande seiner nunmehr in vierzig Bänden endgültig „gesammelten Schriften“ (S. Staadmann, Leipzig) vorangestellt hat, „Zeiten durchlebt, da ich es für die größte Notzeit hielt, den Reuten Gutes tun zu wollen. Aber, wenn ich ihr Elend sah und das Uebermaß ihrer Leiden, da dauerten sie mich. Ich bin ja einer von ihnen. Ich sehe den Jammer einer jahrtausendelangen Geschichte — aber ich sehe auch, daß wir heute lange nicht auf dem rechten Fied stehen. Lieber nach vorwärts und ins Ungewisse hineinstürmen, als hier stehen bleiben! Aber wenn ich sehe, wie im rasenden Flug, oder sagen wir in der rasenden Flucht nach „vortwärts“ das Gemüt zu Schaden kommt, dieses unser größtes Gut, und ich keinen Ersatz dafür zu ahnen vermag, so blase ich zur Rückkehr in die Wildnisse der Natur, zu jenen kleinen patriarchalischen Verhältnissen, in welchen die Menschheit noch am natürlichsten gelebt hat.“

In diesem Wendepunkt wurde Rosegger, der Volkserzähler, zum Volkserzieher. Des festen Glaubens, daß in der Landeinigkeit große Kulturprobleme lägen, erachtete er es als seine Mission, sie bloßzulegen und dichterisch zu verklären. In allen seinen Schriften offenbart sich sein Ideal, das hinweist auf ein arbeitames, bodenständiges Volkstum von patriarchalischer Einfachheit. Er will daran nicht gerüttelt wissen. „Aus der Scholle spricht Kraft für die ganze Welt und Segen für den, der sie berührt.“ Alle seine besten Romane, voran „Erbsen“, „Das ewige Licht“, „Jakob der Letzte“ handeln davon. Man hat den ersteren sogar mit Jolas „Fruchtbarkeit“ in Parallele gestellt, weil beide in dem Grundgedanken übereinstimmen, daß es aus dem Sumpfe der modernen Ueberkultur nur einen Weg der Rettung und Genesung gebe: — die Rückkehr zur Aderscholle. Im Roseggerischen Sinne: zur Einfachheit, Genügsamkeit, Freude zur Arbeit, Bruderliebe und natürlich-heiteren Auffassung des Lebens — allerdings auch zur ehrbaren Moral und Gottgläubigkeit. Denn auch sie drohte dem steirischen Landvolk abhanden zu gehen. Zwar bemerkt Rosegger die Differenzierung des Bauerntums — wofür er die Steuerlast für Militär und sonst unulturelle Zwecke des heutigen Staates verantwortlich macht. Aber die Ursachen des bäuerlichen Verfalls lägen doch auch im gestiegenen Luxus, in der Gewinn- und Genußsucht, freilich auch im rückständigen Starrsinn des vom „Weltgeist“ angegriffenen Landvolkes. Wohl erkennt Rosegger nicht das soziale Moment. Aber sein Evangelium hat wenig mit dem Weltsozialismus gemein. Daß beispielsweise die einheimischen Landler nach den Städten gehen, will ihm nicht passen. Daß sie es notgedrungen tun, um aus dem Elend herauszukommen, ja daß sie ein Recht haben auf ökonomische Besserstellung und es fordern, sieht er nicht ein. Aller Einfluß moderner Ideen ist ihm „Weltgeist“. Gewiß wünscht er, daß auch das Landvolk teilnehme an der Bildung. Aber viel mehr als daß die Bildung dem Hausgebrauch entzöge und die Religion nicht Schaden leide, soll's nicht sein. In seiner theoretischen Schrift „Mein Himmelsreich“ äußert sich Rosegger über sein Ideal der Volkserziehung so: „Die Arbeitsteile sollen eine Berufs- und zeitgemäße Aufklärung erhalten — sie haben mitzuarbeiten an dem großen Werk der Kultur und Gerechtigkeit, und die mütigen, sollen auch mitarbeiten können — aber eins muß ich immer wieder betonen: die ursprüngliche ideale Kraft des Glaubens, wo sie noch vorhanden, soll auch bei diesen Leuten nicht der „Aufklärung“ geopfert werden.“ Christliche, wenn auch nicht kirchlich approbierte Gottgläubigkeit erscheint Rosegger als das ureigenste Ideal für die Landbevölkerung. Sein Roman „Gottesader“ zeugt davon.

Trohdem: Rosegger ist bisher als Kämpfer aufrecht durchs Leben gegangen. Er hat mit ebenso viel Witz und bissiger Strenge gegen den Klerus Front gemacht, wie er mit heiligem Feuereifer für Menschenverbrüderung und Weltfrieden gestritten. Man darf hierfür bereits vor zwanzig Jahren erschienenen tiroler Aufstandsroman „Peter Mahr, der Wirt an der Mahr“ heranziehen. Und wenn dieser auch nur vom eng begrenzten Horizont des guten Steiermäcklers und Oesterreichers beherrscht wird, er ist doch ein wirkames Protestwerk gegen den Krieg.

Aber auch sonst stellte Rosegger seinen Mann. Fürst, Dumauferei, Kriecherei vor feindlichen Gewalten war nie seine Sache. Man blättere daraufhin nur einmal in seinem Verdbuch „Mein Lieb“! Er mag zuweilen irren und daneben hauen — was er tat und wie er's durchführt, zeugt für den unerfrodenen Mut dieses Mannes.

Er glaubt an den Sieg alles Guten.
Er sieht auf „auf den Zinnen der Treue, des Rechts, der Bildung, die Fahne des Friedens wehn“.
Er sieht „die Völker in Liebe verschlungen und frei“.
Er sieht „die Menschen Menschen sein“!

Ernst Kreowski.

Kleines feuilleton

Keplers Mutter. Wohl jeder kennt den Namen Johann Keplers, des großen Astronomen und Mathematikers, viele wissen auch wohl, daß er es war, der der Lehre des Kopernikus über das Weltensystem zum endgültigen Siege verhalf und der selber die epochemachenden Gesetze über die Bewegung der Planeten fand — den meisten unbekannt dürfte es jedoch sein, daß Kepler monatelang hat kämpfen müssen, um seine eigene Mutter, Katharina, vor dem Scheiterhaufen zu retten, auf dem sie als Hege den Verbrennungstod erleiden sollte.

Hiermit hatte es folgende Bewandnis: Katharina Kepler, eine hochbetagte, sehr redselige Frau, hatte sich in den Ruf einer Hege gebracht, indem sie selber Arzneien und dergleichen anfertigte und diese ihren Mitbürgern fast gewaltiam aufzubringen suchte. Viel mag auch dazu beigetragen haben, daß sie wegen ihrer Klatschsucht wenig beliebt war und ansehnend manchen persönlichen Feind hatte, wie denn auch in dem 1620 anhängig gemachten Prozeß wegen Zauberei eine starke Voreingenommenheit der betreffenden Amtspersonen gegen die Beschuldigte zutage trat.

Die Behörden ihres Wohnortes Leonberg, die das Verfahren gegen Katharina Kepler eingeleitet hatten, zeigten sich von solcher Parteilichkeit, daß ihnen die Führung des Prozesses abgenommen werden mußte, und er nach Göglingen in Schwaben überwiesen wurde. Dadurch war aber für die Mutter Keplers nichts gewonnen — dasselbe Spiel wie schon in Leonberg wiederholte sich auch hier, gesetzliche Bestimmungen wurden einfach übergangen, und am 4. September 1620 erklärte das Gericht, daß zur Erforschung der Wahrheit nur noch Meister Jakob, d. h. der Scharfrichter nötig wäre, oder, mit anderen Worten, daß die der Hexerei Beschuldigte gefoltert werden sollte.

Da, in der höchsten Not, erschien ihr Sohn Johannes, der sich damals in Linz aufhielt, in Göglingen, und seinen Bemühungen gelang es schließlich, seiner Mutter bis zur endgültigen Entscheidung mancherlei Erleichterungen zu verschaffen: so durfte sie ihre Pötte mit der Wohnung eines Gefangenenaufsehers vertauschen, blieb aber trotzdem gefesselt und erhielt außerdem noch — und zwar auf ihre Kosten! — zwei Wärter, die die damals Dreißigjährige Tag und Nacht bewachen mußten. Endlich, am 10. September 1621, erkannte die juristische Fakultät zu Tübingen, der die Sache inzwischen übergeben war, dahin: „daß die Katharina Kepler um ihres hohen Alters willen und weil die Beweise gegen sie nicht stark genug seien, zwar nicht wirklich gefoltert, doch wegen der Menge der Anklagegründe durch die Folter geschreckt werden solle.“

So wurde denn die Greisin in die Folterkammer geführt, ihr dort vom Henker der Gebrauch der Martiertwerkzeuge genau erklärt und die Qual, die dadurch verursacht wurde, eingehend beschrieben. Zum Schluß wurde sie aufgefordert, doch lieber alles zu gestehen; allein Katharina Kepler bekannte nichts.

Obgleich hierauf sofort der Befehl eintraf, sie — falls die Jhrigen für die Kosten des Verfahrens aufstamen — sogleich freizulassen, wurde auch dies absichtlich verzögert, bis ihr endlich, am 4. November 1621, die Befreiungstunde schlug.

Bierzehn Monate hatte die Gefangenschaft gedauert und etwa vierhundert Gulden hatte der Prozeß an Kosten verschlungen — eine bedeutende Summe für ihren Sohn Johannes, wenn man bedenkt, daß Kepler trotz seines gewaltigen Könnens immer hart mit der Not des Lebens zu kämpfen hatte; — in einem Reime heißt es von ihm:

So hoch ist noch kein Sterblicher gestiegen,
Wie Kepler stieg. Er starb in Hungersnot.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum liegen ihn die Körper ohne Brot!

Biologisches.

Der Zweck der Befruchtung. Hat die Befruchtung den Zweck, das weibliche Ei zur Entwidlung anzuregen, oder hat sie Berantw. Redakteur: Alfred Wießopp, Neufölln. — Druck u. Verlag: Borna's Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

den, die Eigenschaften zweier Eltern auf die Nachkommen zu übertragen? Diese Frage ist schon seit langen Jahren Gegenstand eingehender wissenschaftlicher Kontroversen gewesen. Die neueren Forschungen von Jacques Loeb, der Seeigelstier durch Uebergießen mit verdünnter Salzsäure zur Entwidlung brachte, schienen die Annahme zu bestätigen, daß der Befruchtung nur der Wert eines chemisch-physikalischen Entwidlungsreizes zukäme. Dem widerspricht freilich die ja über jeden Zweifel erhabene Tatsache, daß die Eigenschaften des Vaters sich auf die Nachkommenschaft übertragen. Auf einen entgegengesetzten Standpunkt hatte sich August Weismann gestellt, der seine darwinistische Sexualitätstheorie auf die Anschauung gründete, daß durch die Befruchtung zufällige Abweichungen der einzelnen Individuen von der Norm durch Zusammentreffen bei beiden Eltern im Nachkommen verstärkt würden und dadurch eine natürliche Auslese geschaffen werde.

Der amerikanische Naturwissenschaftler Jennings hat nun dieser Auffassung eine neue Stütze gegeben durch Untersuchungen an Wimperinfusorien, über deren Ergebnisse er im „The Journal of Experimental Zoology“ berichtet. Die Infusorien können sich auf geschlechtlichem und auf ungeschlechtlichem Wege fortpflanzen. Die gewöhnliche Vermehrung ist die durch Teilung, die eintritt, sobald das Tier eine gewisse Größe überschritten hat. Von Zeit zu Zeit findet aber auch eine Art Vermählung statt, die Konjugation, die darin besteht, daß sich die Tierchen aneinander legen und Kernsubstanz miteinander austauschen. Nach diesem Akt fährt dann jedes mit der Teilung fort. Von einem männlichen und einem weiblichen Individuum kann hier also noch nicht die Rede sein. Man hat lange Zeit geglaubt, die Konjugation habe die Bedeutung einer Verjüngung. Jennings hat demgegenüber durch das Experiment festgestellt, daß die Vermehrungsfähigkeit ganz unabhängig von der Möglichkeit einer Konjugation erhalten bleiben kann, ja daß die Tiere nach der Konjugation sogar gewöhnlich geschwächt sind. Auch die ungeschlechtliche Vermehrung bietet nicht die Möglichkeit einer Variierung und damit Anpassung und Höherentwicklung der Art. Die Tiere gleichen immer den Eltern. Erst bei der Konjugation tritt eine Kombination verschiedener Erbanlagen und so ein Entstehen neuer Variationen ein. Unter Umständen kann dadurch überhaupt die Erhaltung des Organismus gewährleistet werden, wenn nämlich die Art unter äußere Bedingungen gelangt ist, bei denen sie nicht hätte fortbestehen können, während einige der neu erzeugten Kombinationen dies vermögen.

So hat bei den niedrigsten Lebewesen die Befruchtung nach der Meinung Jennings allein den Zweck, die Eigenschaften zweier Eltern auf die Nachkommen zu übertragen. Bei höheren Organismen kommt dazu die Aufgabe, die Entwidlung des Eis überhaupt anzuregen. Beide Wirkungen sind aber dem Wesen nach durchaus verschieden, wie sie denn auch getrennt von einander auftreten können. (Loeb-Jennings.)

Astronomisches.

Das aufgegriffene Meteor. Es kommt verhältnismäßig selten vor, daß jemand einen Meteoriten gleichsam im Fallen erwischt. Da die Meteorfälle an sich recht häufig sind, so liegt der Hauptgrund dafür ohne Zweifel darin, daß die Meteoriten, ob sie nun aus Eisen oder aus Gestein bestehen, in der weitaus überwiegenden Mehrzahl gar nicht bis zur Erde gelangen. Kleine Meteoriten werden durch die Luft, in die sie durch Reibung mit der Luft geraten, völlig aufgerieben, und große erleiden noch während des Fluges aus demselben Grunde oft eine Explosion, die sie bis in staubartige Teilchen zerprengt. Die übrigbleibenden Brocken sind dann zu klein, um noch wahrgenommen zu werden. Vor allem aber ist noch zu berücksichtigen, daß nur wenige Meteoriten so groß sind, daß sie auch bei Tageslicht an ihrem Leuchten zu erkennen sind. Des Nachts aber, wenn auch die kleineren Sternschnuppen sichtbar werden, befinden sich verhältnismäßig wenige Leute im Freien, so daß die Wahrscheinlichkeit, es könnte sich beim Niederfallen eines Meteoriteins gerade jemand in unmittelbarer Nähe befinden, gering ist. In Japan ist es einmal gelungen, eines Meteoriten habhaft zu werden, nachdem er eben zur Erde niedergegangen war, und eine Beschreibung dieses Ereignisses steht in den Denkschriften des wissenschaftlichen Kollegiums der Universität Kioto. Es war etwa 1/2 Stunde nach Sonnenaufgang, als ein Landmann vom Dorf Plano in der Provinz Tamba eine weiße glühende Masse vom Himmel herabkommen und zu Boden fallen sah. Er ging auf die Stelle zu und fand dort einen Stein, der wie ein Eisenblock mit einer langen Spitze nach oben ausah und sich 80 Zentimeter tief in die Erde eingebohrt hatte. Sachverständige erkannten in der Masse sofort einen Meteoriten, der nun einer genauen Untersuchung ausgieferset wurde. Seine chemische Zusammensetzung ergab sich zu rund 95 Proz. Eisen, 4 1/2 Nickel, 1/2 Kobalt, etwas Phosphor und Kupfer in Spuren. Da diese Elemente zu Nickeleisen und Phosphornickeleisen zusammenzutreten, so würden die Ziffern bedeuten, daß der kleine Himmelskörper zu 98,5 Proz. aus Nickeleisen und zu 1,5 aus Phosphornickeleisen bestand. Diese Zusammensetzung ist die gewöhnliche beim sogenannten Meteoriten. Ein anderes Stück, das früher auf ähnliche Weise erbeutet wurde, enthielt 98,7 Nickeleisen. Die Uebereinstimmung ist also eine sehr große.